

Nachfolge Karls des Großen ab. Hugos Beitrag zur ausgebildeten französischen Königsherrschaft zeichnet sich dadurch ab. Ehlers schildert aber auch das Interesse des französischen Königtums an der Chorherrengemeinschaft St. Viktor, an dem „königlichen Stift im reformerischen Geiste“.

So vermag Ehlers – dank der lobenswerten Verbindung geistesgeschichtlicher mit verfassungs- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen und Methoden – den „Deutschen in französischer Umgebung“ (Lammers) zu konkretisieren; Hugos deutsche, genauer sächsische, Herkunft hält er wie Miethke, dessen das Wirrwarr der Überlieferungen klärenden Aufsatz er leider nicht mehr vor Drucklegung berücksichtigen konnte, für wahrscheinlich. „In der Übergangszeit von der Epoche patristischer Studien zur dialektischen Behandlung“ tritt Hugo vor uns als ein Mittler zwischen Mystik und Gelehrsamkeit Abaelard'scher Prägung. Hugo verdankt die Viktoriner Schule eine zeitgemäße Terminologie. Hieran und an die theologische Qualität der Geschichte bei Hugo sollte man unbedingt denken, wenn man den auf den ersten Blick nicht ganz passenden Untertitel der Arbeit liest.

*Schleswig*

*Dagmar Unverhau*

Anna-Dorothee v. den Brincken: Die „Nationes Christianorum Orientalium“ im Verständnis der lateinischen Historiographie, von der Mitte des 12. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts (= Kölner historische Abhandlungen, hrsg. von Theodor Schiefer, Band 22). Köln/Wien (Böhlau) 1973. XII, 551 S., 14 Abbildungen und Karten, geb. DM 98,-.

Durch die Kreuzzüge kamen die lateinischen Christen mit ihren orientalischen Glaubensbrüdern im Osten, die sie seit dem Einbruch des Islams, von den Byzantinern abgesehen, fast vergessen hatten, wieder in Berührung. Die vorliegende Studie will die Frage lösen, wie die Einordnung der wieder neu entdeckten Christengruppen in das abendländische Geschichtsbild vor sich ging. Die Verfasserin beginnt ihre auf gründlichem Studium eines außerordentlich weitschichtigen Quellenmaterials beruhende Untersuchung mit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, weil zu dieser Zeit, nach dem Fehlschlag des zweiten Kreuzzuges (1147–1149), den Lateinern klar wurde, daß sie nur mit Hilfe der einheimischen Christen auf die Dauer die eroberten Gebiete gegen die islamische Übermacht halten konnten. Deshalb wurden diese Christen den Kreuzfahrern eigentlich erst interessant. Die V.in bricht ihre Darstellung mit dem Ende des 14. Jahrhunderts ab. Die Eroberungszüge Tīmūr Lenks zu dieser Zeit führten zum Niedergang des orientalischen Christentums im vorderasiatischen Osten, während kurz vorher der Aufstieg der nationalen Ming-Dynastie in China die christenfreundliche Mongolenherrschaft beseitigt und so den Untergang des dortigen Christentums eingeleitet hatte. So bildet diese Zeit einen deutlichen Einschnitt in der Geschichte des Ostchristentums. Freilich gesteht die V.in zu, daß eine Fortsetzung der Studie besonders für das Jahrhundert des Florentiner Konzils wünschenswert und ergiebig gewesen wäre.

Die V.in will einen Beitrag zur Geistesgeschichte des Abendlandes und nicht eine orientalistische Studie liefern. Sie sammelt die Zeugnisse der Historiker des Westens über die Christen des Ostens, dazu die Berichte der Orientreisenden und vor allem auch der Missionare, unter denen die neugegründeten Mendikantenorden den ersten Platz einnehmen.

Das Buch behandelt zunächst die Einstellung der Autoren, die aus allen europäischen Ländern mit Ausnahme von Skandinavien stammen, zu den verschiedenen Arten von Ostchristen: I. zu den Chalkedonensern und II. den Nichtchalkedonensern mit ihren diversen Nationen und Konfessionen. Auch den nichtchristlichen Religionen wird am Schluß des II. Teiles ein eigenes Kapitel gewidmet. Ein III. Teil behandelt den nestorianischen Mönch Sergius, der Lehrer und Verderber Mohammeds gewesen sein soll, dazu den sagenumwobenen angeblichen Abkömmling der hl. drei Könige, Johannes Presbyter, auf dessen fabelhafte Macht jenseits der islamischen Welt das Abendland lange die Hoffnung setzte, einmal durch ein Bündnis mit ihm die Kraft des Islams brechen zu können.

Diese ersten drei Teile des Werkes bieten ein reichlich krauses, verwirrendes und im ganzen negatives Bild vom östlichen Christentum. Es wimmelt bei vielen Autoren nur so von Verwechslungen und Irrtümern aller Art. Es gelingt der V.in aber doch in einem IV. zusammenfassenden Teil trotz allem ein wenig Ordnung in den Wirrwarr zu bringen und klare Entwicklungslinien im abendländischen Geschichtsbild aufzuzeigen. Hier vor allem wird es deutlich, daß es im Westen auch Autoren gegeben hat, besonders unter den Missionaren, die sich die Mühe gegeben haben, die nötigen Sprachen zu lernen und das östliche Christentum auf ihren bis in den Fernen Osten ausgedehnten Reisen durch eigene Anschauung kennenzulernen. Sie haben ein wesentlich positiveres Bild von den Ostchristen zeichnen können als der Durchschnitt der Schriftsteller, die zumeist nur frühere Autoren ausschreiben und ihre Kenntnis vom Osten vielfach nur vom Hörensagen beziehen.

Am Ende ihres Buches zieht die V.in folgendes Fazit: „Eine Entwicklung des Interesses an den Ostkirchen ist im 12. bis 14. Jahrhundert deutlich festzustellen“ (S. 443). Das nur von Rom bestimmte Weltbild, wie es die Lateiner im ersten christlichen Jahrtausend hatten, wurde durch die Eroberung Jerusalems gesprengt (S. 451). Das eigentliche Interesse an den Ostchristen „erwacht überhaupt erst durch die Rückschläge auf den Kreuzzügen“ (S. 443). Erst um 1170 sieht man überhaupt die Vieltgestalt der Orientalen. Seit 1200 interessiert man sich für ihre Sprachen und zu Beginn des 13. Jahrhunderts für Riten und Glaubenslehren (S. 451). Das Interesse „wird gesteigert durch die Kämpfe in Ägypten und den Aufstieg der Mongolen. Seinen Höhepunkt erreicht es zu Beginn des 14. Jahrhunderts, als man vereinzelt begreift, welche Möglichkeiten in einer Zusammenarbeit mit Nestorianern und Mongolen liegen. Zu diesem Zeitpunkt hat sich die reale Konstellation längst zugunsten des Islams verschoben, weil sich die Il-Khane Persiens dieser Religion zuwandten. Der Aufstieg der nationalen Ming-Dynastie in China und die Feldzüge der Timuriden löschten das zentral- und ost-asiatische Christentum fast aus. Es blieb die Hoffnung der Christen auf den afrikanischen Kontinent, die sich befruchtend auf das Zeitalter der Entdeckungen auswirkte“ (S. 443).

Was nun die wirklich weitherzigen Autoren betrifft, ist zunächst der französische Benediktiner Richard von Cluny (um 1172) zu nennen, der als erster Weltchronist das geographische Bild seiner Zeit, das außer der europäischen Christenheit nichts kannte, sprengt und sich Rechenschaft darüber gibt, daß für die Christen die Welt in Jerusalem nicht zu Ende ist, sondern daß es jenseits des islamischen Machtbereiches noch zahlreiche Christen, besonders in Abessinien und Nubien gibt. Der erste wirklich universale Historiker war Wilhelm von Tyrus, der in seiner „Historia rerum in Partibus transmarinis gestarum“ (um 1184) freilich nur chaledonensische Christen und die den Lateinern wohlgesinnten Armenier und unionswillige Maroniten behandelt, aber doch grundsätzlich einen umfassenden Christenbegriff kennt, wenn ihm auch die Ausdehnung der Christen über das Hl. Land hinaus in Richtung Osten und Süden noch unbekannt ist. Auch ist ihm die Differenzierung der Christen in ihrem ganzen Umfang noch nicht aufgegangen. Der wichtigste Geschichtsschreiber der Frühzeit ist jedoch der Franzose Jakob von Vitry, der nach dem Fall von Damiette (1221) sein großes Geschichtswerk schrieb, dessen ersten Teil die „Historia Orientalis“ bildet, die echtes Einfühlungsvermögen in die östliche Christenheit ver-rät und den ersten ausführlichen und sachlichen Überblick über den christlichen Orient bietet. Keiner der nachfolgenden Autoren konnte an ihm vorbeigehen. Seine Angaben über die ungeheure Zahl der orientalischen Christen sind freilich weit übertrieben. Der Franziskaner Wilhelm von Rubruk, der kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts seinen „Reisebericht“ verfaßte, gibt unschätzbare Angaben über die Nestorianer seiner Zeit in Zentralasien. Er bemüht sich ernsthaft, ihnen trotz aller Mißverständnisse und Rivalitäten gerecht zu werden. – Der Dominikaner Burchard von Sion, Verfasser einer „Beschreibung des Hl. Landes“ (1283) betrachtet nicht mehr Rom, sondern Jerusalem als das Zentrum der Welt. Er beurteilt die einzelnen Gruppen von Christen voreingenommen, wie es vor ihm keiner getan hatte. Für ihn sind die festgefahrenen dogmatischen Formeln, aufgrund deren die

Gruppen sich voneinander unterschieden, nicht das Wichtigste. Er schaut mehr auf die Frömmigkeit und den moralischen Stand der Christen. Die Verschiedenheit der Riten und Gebräuche läßt er gelten und gesteht unumwunden zu, daß, was die Sitten angeht, die lateinischen Christen im Hl. Land die schlechtesten von allen sind.

Der gelehrte Dominikaner Ricold von Montecroce (um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert) war wohl am besten von allen mittelalterlichen Autoren über die dogmatischen Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen von Christen orientiert. Er fand Kontakte zu den Jakobiten und konnte sich mit ihnen in ihrer Sprache unterhalten. Mit dem mongolischen Katholikos der Nestorianer Jahbälläha III. erreichte er Übereinstimmung. Der negative Gegenpol zu ihm ist Wilhelm Adam, gleichfalls Dominikaner, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts schrieb und für den nur die Lateiner echte Christen sind. Der Osten ist in seinen Augen ein Kessel aller Häresien. Man sollte statt gegen die Sarazenen einen Kreuzzug gegen die Ostchristen führen (S. 436/437).

So entspricht also einseitige Schwarzmalerei, was das Urteil lateinischer Schriftsteller über die Ostchristen angeht, durchaus nicht der Wirklichkeit. Es gibt freilich Unverständnis und Verworrenheit genug bei ihnen. Um noch ein krasses Beispiel anzuführen: der französische Dominikaner Jordanus Catalani sieht (um 1330) die ideale Lösung aller Probleme darin, daß der französische König die ganze Welt unterwerfe und zum wahren Glauben bringe (S. 431). Durchweg vertreten aber die Angehörigen der Mendikantenorden eine andere Auffassung: Das christliche Weltreich unter Roms Führung ist durch Missionierung auf friedlichem Wege zu schaffen. Freilich verlangen sie vielfach von den Orientalen nicht bloß Unterwerfung unter Rom, sondern auch die Übernahme des römischen Ritus und der römischen Gebräuche.

Es wäre interessant, zu dem vorliegenden Buch sozusagen einmal die Gegenprobe zu machen und darzustellen, ob man bei zeitgenössischen orientalischen Autoren, die über den Westen schreiben, mehr oder weniger Verständnis für die Gegenseite aufbrachte als bei den Lateinern für den Osten.

Die V.in urteilt abschließend: „Die westlichen Aussagen über die Christen des Orients haben nicht unbedeutlichen Wert trotz mannigfacher Mißverständnisse . . . Der zwar oft nur visuelle, aber unmittelbare und unverfälschte Eindruck, den die Autoren des 12. bis 14. Jahrhunderts wiedergeben, vermag daher sicher auch dem modernen Verständnis des christlichen wie außerchristlichen Orients im mittelalterlichen Sinn und unter Einschluß des östlichen Afrika neue Aspekte zu erschließen“ (S. 452).

Zum Schluß sei auf einige Ungenauigkeiten aufmerksam gemacht, die bei einem so weitschichtigen Thema kaum zu vermeiden sind. Jedenfalls für Syrien ist es nicht richtig, was die V.in (S. 77) schreibt, vor allem die Städte seien dem nichtchalcedonensischen Bekenntnis gefolgt. Die Bewohner der weithin gräzisierten Städte hielten am Bekenntnis des griechischen Kaisers fest. Die Jakobiten hatten ihren Rückhalt vor allem auf dem Lande, insbesondere im nördlichen Mesopotamien. Der jakobitische Patriarch von Antiochien konnte fast nie in seiner Bischofsstadt residieren, sondern wohnte in einem der Klöster Mesopotamiens.

Die für die Christen demütigenden Kleidervorschriften (S. 81) gehen nicht auf den Kalifen 'Umar I. (634–644) zurück, sind vielmehr späteren Ursprungs. Die ganze für die Christen immer mehr bedrückende Gesetzgebung hat sich erst allmählich entwickelt und kann nicht 'Umar I. angelastet werden. (Vgl. hierzu: A. S. Tritton, *The Caliphs and their non-Muslim Subjects. A Critical Study of the Covenant of 'Umar*, Oxford 1930. Tritton, dessen Buch die Verfasserin in ihrem Literaturverzeichnis zwar aufführt, das sie aber kaum benutzt, hat eingehend nachgewiesen, daß der sogenannte „Vertrag 'Umars“ erst späteren Ursprungs ist).

Daß der Monophysitismus nur *eine*, nämlich die göttliche Natur in Christus annehme (S. 165), ist nicht richtig. Auch nach den sogenannten Monophysiten – sie wollen heute selbst diese Bezeichnung nicht mehr hören – ist Christus wahrer Gott und wahrer Mensch.

Recht ungenau ist, was die V.in (S. 164 ff.) über die Maroniten sagt. Das auf S. 168 (Anm. 2 nach Anaissi S. 2 ff.) zitierte Dokument des Laterankonzils, d. h. die Bulle „Quia Divinae Sapientiae“ Innozenz' III., schärft den Maroniten *auch* ein – davon sagt die V.in nichts –, sie sollten bekennen, daß es zwei Willen in Christus gibt (1. c. S. 3). Es ist ferner unzutreffend, daß der maronitische Patriarch damals als antiochenischer Patriarch anerkannt wurde (S. 168). Er soll sich das Pallium vom antiochenischen Patriarchen – das ist selbstverständlich der lateinische – geben lassen. Nach dem Kapitel IX des 4. Laterankonzils wäre es ein monstrüses Unding, wenn *eine* Stadt mehrere Bischöfe hätte (s. Fontes CICO, Series III, Vol. II, Acta Innocentii PP. III, S. 484).

Wenn die V.in (S. 171) bemerkt, die Union mit den Maroniten sei erst im 18. Jahrhundert voll zum Tragen gekommen durch die Anpassung des maronitischen Rechts ans Abendland, so verrät sie damit eine unzutreffende Vorstellung vom Ideal einer rechten Union der Kirchen. Gerade diese geistige Latinisierung hat der Sache der Wiedervereinigung großen Schaden zugeführt.

Doch das sind im Grunde unbedeutende Ausstellungen. Sie ließen sich zwar noch vermehren, aber sie mindern den wesentlichen Wert des Buches nicht. Die V.in hatte, wie sie selbst sagt, nicht die Absicht, eine orientalistische Studie zu schreiben, sondern einen Beitrag zur Geistesgeschichte des Abendlandes zu liefern. Das ist ihr voll und ganz gelungen.

Rom

Wilhelm de Vries

Walter Brandmüller: Das Konzil von Pavia-Siena 1423–1424.

Band I: Darstellung. Band II: Quellen (= Vorreformationsgeschichtliche Forschungen 16, I u. II). Münster (Aschendorff) 1968/1974. VIII, 289 S., kart. DM 48,-; XIV, 477 S., kart. DM 98,-.

Die spätmittelalterlichen Reformkonzile und ihre Dekrete haben im Zusammenhang mit dem 2. Vatikanum viel Beachtung gefunden. Nicht so das Konzil von Pavia-Siena. Es stellte zwischen den Versammlungen zu Konstanz und Basel nur den Übergang her und hat lediglich vier Dekrete verkündigt, die trotz päpstlicher Billigung kaum Wirkungen gezeitigt haben. Deswegen ist es verständlich, daß man sich in der Forschung bisher nur sehr oberflächlich mit dieser Kirchenversammlung befaßt hat. Sie war aufgrund des Dekretes „Frequens“ in Konstanz beschlossen worden, und die von Papst Martin V. ernannten Präsidenten fanden sich auch genau fünf Jahre nach Beendigung des vorhergehenden Konzils in Pavia ein – ein Zeichen dafür, daß man in Rom gewillt war, die Verwirklichung des Konstanzer Beschlusses nicht offensichtlich zu sabotieren.

W. Brandmüller hat die Quellen für seine Darstellung in italienischen, spanischen, französischen, englischen, deutschen, österreichischen und schwedischen Archiven zusammengetragen. Wenn ihm auch nicht alle spanischen Archive zugänglich waren, so ist doch das neu aufgefundene Material quantitativ beachtlich. Leider ist die Korrespondenz zwischen Martin V. und seinen Konzilspräsidenten bisher nicht aufgefunden worden. Auch sind keine Aufzeichnungen der Beauftragten des Papstes erhalten. Dasselbe gilt von Akten der Konzilsväter, die sich (wie in Konstanz) zu „Nationen“ zusammenfanden und danach abstimmten. Man wird befürchten müssen, daß hiervon das meiste verlorengegangen ist.

Sehr ausführlich geht der Verfasser auf die Vorgeschichte des Konzils ein. Martin V. reagierte verärgert auf konziliaristische Äußerungen aus Deutschland: es lag ihm daran klarzustellen, daß er „das unbestrittene Haupt des Konzils“ sei. Es wird genau registriert, welche Deutschen, Polen, Engländer und Franzosen nach Pavia zum Konzil reisten, wobei dankenswerterweise auch deren biographische Daten und persönliche Meinungen skizziert werden. Der Verfasser weist nach, daß entgegen anderen Behauptungen der Klerus der iberischen Halbinsel bereits in Pavia vertreten war. Vor allem aber betont er, daß Martin V. kein Konzilsfeind gewesen sei – er setzt sich hier in Widerspruch zu Gregorovius, Pastor, Fink und Schwaiger. In der Tat läßt die Tatsache, daß 1423 als Jubeljahr ausgerufen wurde, vermuten, der